Einzelnummer $300

Abonnementspreis:
Jährlich. .... 7$000
Halbjährlich ...... 4$000

Aktion

ORGAN DER LIGA FÜR MENSCHENRECHTE, ORTSGRUPPE: PORTO ALEGRE

Geschäftsstelle: Rua dos Andradas 1742 — Verantwortlicher Schriftleiter: FR. KNIESTEDT. — Zuschriften sind zu richten an: Caixa Postal 501

Jahrgang 3 — Porto Alegre, 31. Oktober 1935 — Nummer 57

Abschaffung der Sklaverei.

WILLI SCHLAMM.

Mussolini meint jene, die es in Abessinien immer noch gibt. Ich meine die Sklaverei, die der Fascismus in Italien wieder eingeführt hat. Sie hat sich von dort über Deutschland, Oesterreich und das 20. Jahrhundert verbreitet. Krieg den Sklavenhaltern!

Die fix bezahlten Propogandisten des italienischen Fascismus und die Schafsköpfe, die seine Geschäfte für Gotteslohn besorgen, haben in den letzten Monaten für Mussolinis Strafexpedition moralische Stimmung also wirklich mit dem Hinweis darauf zu machen versucht, dass es in Abessinien eben noch Sklaverei gibt. Dieser Sozialzustand ist gewiss nicht würdiger als das durch Hungerkrämpfe reduzierte Wahlrecht von 25 Millionen „freier" Arbeitsloser. Auf keinen Fall kann aber bestritten werden, dass die überkommenene Sklaverei den abessinischen Stämmen eher entspricht als die fascistische den Arbeitern der norditalienischen Industriestädte.

Gewiss ist moralisch nichts verpflichtender als die Aufgabe, die Sklaverei abzuschaffen; jedoch ist da eine gewisse Rangordnung der Dringlichkeit einzuhalten, und da die Arbeiter der Fiatwerke und die Freunde des Professor Croce die Lebensform der Sklaverei ganz bestimmt drückender empfinden als die analphabetischen Hirten Abessiniens — die sich andere Zustände zunächst gar nicht vorstellen können — wäre mit der Abschaffung der Sklaverei in Italien zu beginnen. Den Schmöcken und Schmierern, die in der ‚liberalen' Weltpresse für Mussolini mit gelogenen Protesten gegen die Versklavung der Abessinier Pionier- und Trainarbeit leisten, ist also summarisch und ein für allemal ein kräftiges „Kusch!" zuzurufen.

So gradlienig das „Argument" von Mussolinis liberatorischer Sendung in Abessinien sich als aufgelegte Blödmacherei erweist — der gleichfalls beliebte Hinweis auf die objektiv erzwungenen Expansionsbedürfnisse des ‚übervölkerten' Italien ist auf den ersten Blick ein wenig komplizierter. Aber auf den zweiten nicht mehr. Da erweist er sich als der alte Schwindel, den die Gebildeteren aus Hitlers intellektueller SA schon ein paar Jahre vor der Einführung der Sklaverei in Deutschland betrieben haben: Das plebejische „Juda verrecke:" den Strassenjungen überlassend, publizierten die Hans Grimm und Konsorten ‚seriöse' Nachweise darüber, dass ihr Volk ohne Raum sei Die Welt hat's ihnen nicht geglaubt; jetzt muss sie es freilich fühlen. Dadurch ist sie aber nicht klüger geworden, sondern im Gegenteil dümmer, und bei der italienischen Wiederholung des Schwindels fällt sie gleich zu Beginn herein.

Selbst wenn es wahr wäre, dass Mussolini Raum für sein Volk braucht (das er ja auch wirklich nicht zur Gänze auf den Liparischen Inseln unterbringen kann), — wen will man glauben machen, dass Abessinien als Ansiedelungsgebiet für eine irgendwie beträchtliche Zahl von Italienern in Frage kommt? Dieses Land eignet sich für Ansied lung von Europäern noch schlechter als Mussolini für die Rolle des Sklavenbefreiers. Wenn das höllische Klima, die Regenpest, die Bodendürre, die Tropenseuchen, der Lebensmittelmangel, wenn diese Vielfall von Todesursachen schon einer mit allen Hilfsmitteln der Technik und mit vielen Milliarden soutenierten Besetzungsarmee schlechthin unüberwindliche Existenzschwierigkeiten bereitet — wie sollen da erst für die Dauer Menschen des mediterranen Kulturkreises sinnvoll und fruchtbar in eine solche Hölle übersiedeln? Ein Volk ohne Raum in einem Raum ohne Lebensmöglichkeit verpflanzen wollen — wenn man bisher noch nicht gewusst hat, was der von manchen deutschen ‚Antifascisten' viel gepriesene ‚geniale Realismus' Mussolinis ist: das also ist er.

Aber der Schwindel platzt ja schon an einem früheren Punkt der Ueberlegung. Wie? Italiens Volk findet in seiner Heimat keinen Raum mehr? Ja aber warum betreibt dann der italienische Fascismus eine so entflammte und einfach schon unanständige Propaganda für Geburtensteigerung? Denn seitdem der Fascismus Italien regiert, ist dort geradezu ein Priap- und Ovarienkult ausgebrochen, und den „Ballila"-Kindern wird dort schon an der Wiege gesungen, dass diese ohne Unterbrechung zu füllen sei. Kein Volk der Welt wird zu solcher Gebärproduktivität angespornt, mit so kostspieliger und offizieller Propaganda zum Zeugen animiert wie die Untertanen Mussolinis.

Nein, wenn es auf rationelle Beweisführung ankäme (aber es kommt ja leider auf sie überhaupt nicht mehr an), liesse sich einfach nicht bestreiten, dass die fascistische Motivationskette genau umgekehrt geknüpft wurde: Mussolini will Expansion zur Ablenkung des eigenen Volkes von dessen eignem Jammer, zur Mehrung des mussolinischem Ruhms und zwecks Weltmachtspielens; also muss sich das Volk vermehren, damit ein Anspruch auf Expansion abgeleitet werden könne.

Aber wenn es selbst anders wäre — was sollte aus der existenten Welt werden, wenn jedem Staat das Recht zugestenden würde, aus dem Titel auch einer tatsächlichen Volksvermehrung Ansprüche auf Territorien anderer Staaten zu erheben? Japans Uebervölkerung ist eine weitaus weniger bestreitbare Tatsache als die Italiens; Deutschland ist mit einigen Reichsgebieten der dichtest besiedelte Raum Europas; sollen deshalb die USA, soll die Sovjetunion auf Staats- und Siedlungsgebiete, auf sich selbst verzichten? Gegen die relative Uebervölkerung einiger Streifen der Erde (die bekanntlich — der Malthusianismus ist ja schon lang genug als dummer Kinderschreck entlarvt — noch ein paar Milliarden Menschen auskömmlich ernähren kann), gibt es ein einziges sinnvolles Mittel: die Reform der Wirtschafts- und Sozialordnung. Alles andere ist Imperialismus, also auf Blut und Unterdrückung benachbarter Völker versessene Machtsüchtigkeit.

Und genau das ist das Motiv des Fascismus. Von Berufsdiplomaten abgesehen, die vor jeder mussolinischen Drohung zusammenknicken, weiss nämlich jeder Absolvent einer Elementarschule, dass Italien seiner geographischen und ökonomischen Situation wegen von England total abhängig ist. In einer solchen Lage sich als Grossmacht aufspielen, ist auf die Dauer riskant, weil sich die objektive Schwäche einer derartigen Grossmacht mit der Zeit selbst unter den Berufsdiplomaten herumsprechen könnte. Mussolini ist tatsächlich nun ein kluger Mann und seine Königsidee besteht in einer sehr klugen Konzeption, deren Durchsetzung Italiens Hörigkeit gegenüber England weitgehend einschränken könnte: Auf dem Kontinent kann Italien der englischen Umklammerung nirgends entrinnen; will es sich trotzdem die Bewegungsfreiheit einer Grossmacht erobern, dann muss es der englischen Umklammerung Italiens in Europa eine italienische Umklammerung Englands auf einem andern, und zwar einem für England wichtigen Kontinent entgegensetzen. Und da kommt nichts anderes als Afrika in Frage.

Diese Konzeption ist eine der strategischen Geheimnisse im italienisch-englischen Konflikt. Denn an sich, was Bodenschätze, Reichtümer und Siedlungsmöglichkeit betrifft, ist Abessinien für England ebenso wertlos wie für Italien. Hingegen bedroht ein entschlossener Herr über Abessinien Englands wesentliche Positionen in Afrika: Kenya und den Sudan. Er bedroht sie — er beherrscht sie nicht; denn die Verfügung über einen Ursprungsarm des Nil bedeutet tatsächlich noch nicht die Verfügung über die Fruchtbarkeitsquellen jener englischen Afrika-Kolonien, auf die sich das oekonomische Interesse des Empires immer mehr konzentriert. (Zum Beispiel sieht ein grosszüg ges Projekt vor, dass Grossbritanien seinen Baumwollbedarf nicht mehr in den USA, sondern zur Gänze in den afrikanischen Kolonien deckt.) Wer aber Abessinien beherrscht, ist immerhin in drohender Nähe der tatsächlichen Fruchtbarkeits akkumulatoren Afrikas. Und da ja auch England nur indirekt — weil es den Suezkanal sperren kann usw. — Italien kommandiert, würde sich Italien nach dem Gelingen seiner afrikanischen Pläne tatsächlich ein fast gleichwertiges Droh- und Druckmittel erobert haben.

Erst diese Zusammenhänge machen die Heftigkeit verständlich, mit der England Mussolinis afrikanischen Raid bekämpft. Sollte aber deshalb der Einwand erhoben werden, dass ein Sozialist dann gerade keine Ursache hat, gegen Italien Partei zu ergreifen, und sollte sich dieser Einwand zum Vorwurf der Voreingenommenheit steigern, dann wäre solchem Vorwurf mit einem glatten Ja! zu erwidern. Ja, wir sind gegen den Fascismus voreingenommen; wir hassen nichts mit ähnlicher ‚Blindheit' wie die moderne Schändung aller Freiheits und Lebensbegriffe; wir würden uns ‚gegen den Teufel' zwar nicht ‚auch mit Belzebub' verbünden, aber immerhin mit Mächten einer konservativen Demokratie (und überdies ist auch davon keine Rede, weil England unser publizistisches ‚Wohlwollen' noch weniger braucht als Mussolini die schandbare Förderung durch deutsche Emigranten, gegen die hier aufgetreten wird). Es gibt keine Niederlage, die wir dem Fascismus nicht aus ganzem Herzen wünschen; und sogar noch dort, ‚wo er recht hat,' würden wir es ihm bestreiten. (Zum Glück sind wir noch nie vor einer solchen Entscheidung gestanden, die ja immerhin ein Dilemna mit sich brächte.

Denn jegliche Chance eines Wiederaufstiegs lebenswürdiger politischer Verhältnisse ginge an jenem Tage endgültig verloren, an dem der elementare Selbstbehauptungswillen eines Prinzips in die greisenhafte Bereitschaft absinkt, auch noch sich selbst „objektiv" in Frage zu stellen. Es mehren sich freilich Zeichen für eine solche Selbstaufgabe der nichtfascistischen Welt. Was soll man z. B. dazu sagen, dass ernste publizistische Repräsentanten kaum erst befreiter und vom Pangermanismus bedrohter Völker (wie das unlängst in den ausgezeichneten „Lidowé Noviny" geschah) Verständnis für das Expansions-‚Bedürfnis' Italiens aufbringen? Wo denn endet eine solche Verständnisbereitschaft, wenn nicht in der Selbstaufgabe? Wer nämlich heute dafür eintritt, dass dem italienischen Expansionsdrang nachgegeben wird, kann morgen dem pangermanischen Abenteuer nicht entgegentreten, oder doch jedenfalls nicht mit unverkürztem moralischem Recht.

Nirgends macht man sich weniger Illusionen über den Einfluss ideologischer Wirksamkeit auf den Ablauf der ‚realpolitischen' Ereignisse als im Umkreis dieser Zeitschrift. Mussolini wird das abessinische Abenteuer zu Ende führen, weil er sich England entwinden, weil er ‚triumphalen Auftrieb' in Italien haben, weil er ein immer gewaltigeres Staatsdefizit im grossen Loch einer Kriegsinvestition verschwinden lassen möchte. Diese Triebkräfte sind zunächst kräftiger als die, die wir entgegen zu stellen haben. Aber aus dem ‚zunächst' muss ein ‚endgültig' werden, wenn der nichtfascistische Teil der Welt in der grossen Bewährungsprobe des abessinischen Konflikts nicht nur politisch, sondern auch ideologisch versagt. Wer aus ‚Verständnis' für Mussolinis Robustheit irgend ein kleines Volk zu opfern bereit ist, opfert implicite alle kleinen Völker; wer auf das Rosstäuscher-Argument hereinfällt (es klingt ja für Intellektuelle so attraktiv zynisch), dass in früheren Jahrhunderten doch alle Grossmächte souveräne Staaten sich einverleibt haben, opfert mit einemmal alle leisen Ansätze, die seit jenen Zeiten in der Richtung zu Rechts- und Freiheitsbegriffen eben doch schon aufgekeimt sind. Wer hingegen Völkern Raum geben will, helfe die Kerker öffnen, in die sie eine Rotte von Diktatoren gesperrt hat. Und wer die Sklaverei abschaffen will, interessiere sich für Italien.

Todesstrafe

fuer Sovjet-Kinder?

Als in der europäischen Presse die Nachricht auftauchte, die Sovjetregierung habe mit einer umfassenden Aufhebung der Sondergerichtsbarkeit für Kinder auch die Todesstrafe eingeführt, wollten wir diese Ungeheuerlichkeit nicht glauben. Zu tief sass in uns allen der aufrichtige Respekt vor den gewaltigen Leistungen, die Sovjetrussland gerade in der sozial verständnisvollen und produktiven Behandlung der verwahrlosten, dem Verbrechen verfallenen Jugend (der «Bezprizorni») vollbracht hat; in unseren Köpfen und Herzen war das überzeugende Bild vom «Weg ins Leben» geblieben, den wir nicht als gedichteten Film, sondern als wahrheitserfüllten Bericht vom sovjetischen Zustand einer neuen, beglückenden Pädagogik verstanden haben.

Also glaubten wir — bei aller kritischer Haltung gegenüber dem Stalinschen Regime — der Greuelnachricht nicht. Wir suchten in der Sovjetpresse Gegenbeweise.

Aber wir fanden dort die volle umfassende Bestätigung: Am 7. April 1935 hat die Sovjetregierung in der Tat ein Gesetz erlassen, wonach in der Tat Jugendliche und Kinder, vom 12. (!) Lebensjahre an, unter die Strafgerichtsbarkeit für Erwachsene fallen, wonach gegen Kinder vom 12. Lebensjahr an, jegliche Strafe bis zur Todesstrafe verhängt werden kann.

Fasse das, wer mag; wir erklären uns bereit, jedem Parteikommunisten, der sich zu einer solchen Handlung

meldet, zwecks verteidigender Erklärung dieser herostratischen Massnahme der Sovjetregierung unbeschränkten Raum in unserer Zeitung zu gewähren.

Wird sich einer melden? Wird jemand versuchen, das schlechthin Unausdenkbare als eine ,notwendige Etappe' des sozialistischen Aufbaus zu analysieren? Auch das noch ,eine Etappe'? Im 18. Jahr der Sovjetregierung? Gegen 12jährige Kinder, die doch erst sechs Jahre nach Eroberung der sozialistischen Macht auf die Welt gekommen sind? Die im Sovjetregime aufwuchsen, seiner Erziehung überantwortet ,den Weg ins Leben' zurücklegten?

Auf der Suche nach irgendeiner Motivation dieser Tollheit, fanden wir in der ,Prawda', dem Zentralorgan der KPSU, am 9. April 1935 zunächst die folgenden ,begründenden' Ausführungen, die wir im Wortlaut wiedergeben:

«Die Erziehung, der Unterricht und die Einordnung in das Bürgerleben von dutzenden Millionen Jugendlichen ist ein gewaltiger und komplizierter, revelutionärer, zu organisierender Prozess, ein gigantisches und verantwortungsvolles Werk. Die neue Generation kennt nicht den Kapitalismus, hat ihn noch nicht gespürt sah noch nie einen leibhaften Gendarmen, hat noch nicht die schwere mörderische Hand des Exploitators gefühlt. Die alte Generation, die ihre Kinder erzieht, gedenkt des Joches des zaristischen Russlands, hat die schweren Lehren der Vergangenheit gemeistert; aber sie beherrscht nicht immer die Methoden der sozialistischen Erziehung, der neuen Ethik und Moral.

Daher kommt es auch, dass unsere Jugend, froh des Neuen, was die sozialistische Ordnung an Wohlstand und Entwicklung den Kindern und Halbwüchsigen gibt, häufig in äusserste Extreme fällt. Die Freiheit, die Gleichberechtigung der Halbwüchsigen zu Hause, in der Schule und auf der Strasse, die obligatorische Milde und Vorsicht zu ihnen von Seiten der Erwachsenen, wurden in einer Reihe von Fällen als das Recht auf Entartung, auf Willkür, auf Straflosigkeit jeder beliebigen schweren Verbrechen verstanden. Verantwortungslose Eltern und gelegentlich auch Pädagogen waren der Ansicht, dass es in unserem Lande den Halbwüchsigen freisteht über alle Stränge zu schlagen, dass für sie die Gesetze nicht geschrieben sind. Böswillige Leute, klassenfeindliche Elemente begannen sogar die Kinder für ihre persönlichen Verbrechen, für ihre konterrevolutionären, antistaatlichen Ziele auszunutzen, die noch nicht gefestigten Charaktere zu verbiegen, in ihnen üble Instinkte zu entfachen, sie zu Raufereien, zum Rowdytum aufzuhetzen; das trug dazu bei, dass in einzelnen Fällen die Halbwüchsigen echte professionelle Kriminalverbrecher wurden.

Diese ungesunde Erscheinung wurde auch durch die Schwäche der erzieherischen Arbeit des Volkskommissariats für Aufklärung und des Komsomol unterstützt. Der Halbwüchsige, der gelegentlich sogar sich zu einem professionellen gesellschaftsfeindlichen Hooligan und Verbrecher entwickelte, Menschen seiner Umgebung überfiel und sie ermordete, blieb faktisch unbestraft und wurde nicht gebessert. Die Schule und die Pionierabteilung wandten sich in diesen Fällen an die Eltern, und die Eltern ihrerseits legten die Verantwortung auf die Erziehungsorgane.

Die sogenannten ,Komonessi' (Kommissionen in Minderjährigen-Angelegenheiten), die zum System des Volkskommissariats für Aufklärung gehörten, offenbarten ihre völlige Unfähigkeit im Kampfe gegen das Verbrechertum der Minderjährigen.

,Böses Tantchen' — so nannten die ins Verbrechertum verfallenen Halbwüchsigen diese ohnmächtige und energielose Behörde.

Die Verfügung der ZEK und des Sownarkom der USSR vom 7. April über die Massnahmen des Kampfes gegen das Verbrechertum unter den Minderjährigen, wird zweifellos einen Umschwung in dieser unerträglichen Lage, in der sich jetzt dieses Gebiet des Gesellschaftslebens befindet, herbeiführen. Vor allem wird sie die Kette der Verantwortungslosigkeit und Straflosigkeit, die die Verbrechen der Minderjährigen umgibt, zerreissen.

Das neue Gesetz sieht vor, minderjährige Rechtsverletzer ,zur Kriminal gerichtsbarkeit unter Anwendung aller Massnahmen des Kriminalkodex zuzuziehn', unabhängig von ihrem jugendlichen Alter, wenn sie schon so ,reif' sind, dass sie sich fähig zu Diebstählen, Gewaltanwendung, Raub, Mord oder Mordversuchen erwiesen: Alle Komsomol-, Pionier- und Schulorganisationen müssen jetzt im breitestan Masse diesen Beschluss popularisieren, damit die Halbwüchsigen, die von kriminellen Gelüsten gepackt sind, klar erkennen, dass mit ihnen Süssholz nicht geraspelt wird.

Das Verbrechen eines Halbwüchsigen wird nach dem gewöhnlichen Kriminalkodex bestraft werden, und das ist gerade die wichtigste Kraft, die jetzt auf das Kinderverbrechertum schlägt.»

Stand all das, dieser verlogene und spiesserliche Hohn über Jugendliche, die ,reif' zum Verbrechen und also auch zur Strafe sind, in einem bürgerlichen Boulevardblatt Europas? Diese Gesinnung der Prügelpädagogen, diese gehässige Verständnislosigkeit für die sozialen und psychologischen Ursachen der Verwahrlosung von Jugendlichen, des Kinder-«Verbrechertums», das ist die amtliche Stellungnahme der Stalinpartei.

Da haben sozialistische Pädagogen Westeuropas — entflammt durch das beispielhafte Verhalten der Sovjets — seit fünfzehn Jahren, insbesondere in Deutschland, das Phänomen der Cliquen «verbrecherischer» Jugend, die «Revolten im Erziehungsheim», die bourgeoise Barbarei des Bestrafungswesens blossgelegt und bekämpft; da haben wir begeisternde Berichte über die sovjetische Leistung in der sozialistischen Umschulung der «Bezprizorni» entgegengenommen («Schkid, die Republik der Strolche», «Den Weg ins Leben» und all die andern unvergesslichen Dokumentenwerke). Und nun — im 18. Jahr des Sovjetregimes — dieser Zusammenbruch: Todesstrafe für Zwölfjährige!

Einst haben wir von den russischen Sozialisten der Tat gelernt, dass Verbrechen — insbesondere solche Jugendlicher — nicht der «angeborenen Schlechtigkeit», sondern der verbrecherisch fehlorganisierten gesellschaftlichen Umwelt entwachsen. Dass aber der aus krankhafter Veranlagung (also ohne Verschulden der Gesellschaft) Verbrecherische erst recht nicht als Verbrecher, sondern als Kranker zu behandeln ist. Dass all das für Jugendliche tausendfach gilt.

Und nun wird in der Sovjetunion die Todesstrafe für 12jährige Kinder eingeführt. (Es gab und gibt sie seit hunderten Jahren in der ganzen Welt nicht mehr!) Und nun erfahren wir aus der «Prawda» eine ,Begründung' dafür, die in der bourgeoisen Mob-Presse der bürgerlichen Welt durch das Schamgefühl über ein solches Ausmass aufgeplusterter Verständnislosigkeit und Heuchelei inhibiert werden würde.

Wir gestehn, dass wir diesem Phänomen nur noch fassungslos gegenüberstehn. Für eine Unmenge fragwürdiger Massnahmen der Sovjetregierung konnte man doch wenigstens irgendwelche verfechtbare Gründe anführen. Hier aber versagt sich jegliches Verständnis.

Die nie versagenden, grundsätzlichen Verteidiger aller Massnahmen Stalins sind hiemit eingeladen, unserm Verständnis nachzuhelfen.

Eine Entgegnung.

Die «Neue Deutsche Zeitung», die sich irreführender Weise den Anschein gibt, eine brasilianische Tageszeitung zu sein, in Wirklichkeit aber nur den Interessen des Dritten Reiches dient, hat auf drei Nummern verteilt, die Rede des Braunauer «Schenies» auf der Kulturtagung in München abgedruckt. Das ist ihr gutes Recht und kann ihr niemand übel nehmen, denn ohne Zweifel gibt es in Rio Grande do Sul eine grosse Anzahl Deutsche, die sich über Kunstdinge so wenig eine eigene Meinung zu bilden vermögen, wie über so viele andere Dinge und die, nachdem sie jahrelang ihr Wissen aus der denkbar trübsten Quelle, nämlich aus der «Neuen Deutschen Zeitung» bezogen, gerne auch einmal wissen möchte, wie der wirkliche «Fachmann» der Tapezierer über Kunst denkt. Denn die «Neue Deutsche Zeitung», die ihren Lesern z. B. den Besuch des Kulturpavillons am Sonntag — vorausgesetzt, dass es regnet — oder die Ausstellung einer wahren Folterkammer wie etwa der Ausstellung «Neue Albrecht und ihrer Schülerinen» wärmstens empfiehlt, die ist ja mehr für die wichtigen Angelegenheiten da. Nun gibt es aber auch in Porto Alegre und im übrigen Teil von Rio Grande do Sul eine Anzahl Menschen, die, wie in den meisten Dingen, auch in Sachen der Kunst anderer Meinung sind wie die «N. D. Z.» und ihr oberster Kriegsherr und die nicht geneigt sind, sich deren Meinung aufschwatzen zu lassen.

Die Teutonenzeitung hinwider will sich diese Unbelehrbaren wieder einmal kaufen. Sie beruft sich in ihrer Nummer vom 16. Oktober 35 auf den Rio Grandenser Bildhauer Antonio Carringi, der in Kürze wieder in Porto Alegre eintreffen wird. «Dieser Unparteiische und politisch Unvoreingenommene wird ihnen, sofern ihnen wirklich an der Wahrheit gelegen, Bescheid sagen können, wie es um die Kunst heute in Deutschland bestellt ist, welche Wertung und Behandlung dem Künstler zuteil wird und wie die gänzlich veränderten Verhältnisse auf Schaffensfreude und Schaffenskraft einwirken.»

Dazu möchte ich bemerken, dass ich Antonio Caringi persönlich recht gut kenne, vor allem aber sein Werk ganz ausserordentlich hoch schätze. Ich hatte gelegentlich seiner letzten Anwesenheit wiederholt Gelegenheit mit ihm in seinem Atelier im Theatro São Pedro beisammen zu sein. Ich kann ohne weiteres sagen, niemals

---

Erinnerungen

von Fr. Kniestedt.

(36. Fortsetzung.)

Episoden, wie ich sie in der letzten Nummer der Aktion über unsern Kampf mit den Elementen der Natur erzählte, könnte ich noch mehr denn ein Dutzend anführen, welche alle in ähnlicher Form verliefen. Für alle, welche das Leben im Urwald kennen, ist das nichts neues; täglich, ja stündlich greifen ähnliche Ereignisse in das Leben ein. Eine Begebenheit muss ich aber doch noch schildern. Eines Tages erschien ein Brasilianer hoch zu Ross und brachte mündliche Einladung zu einer Hochzeit. Die Tochter eines «Caboclers» brasilianischer Urwaldansiedler, freier Waldbürger-Halbindianer, Manuel Silva, unser nächster Nachbar, anderthalb Stunde Marsch durch Fusspikade entfernt, verheiratete sich. Natürlich mussten wir diese Einladung annehmen. Am frühen Morgen machte sich meine Familie auf den Weg unter Führung meines ältesten Sohnes; ich ging erst am Nachmittag. Als ich ankam, war die ganze Hochzeitsgesellschaft, weit über 200 Personen, bereits versammelt. Alle hatten Geschenke mitgebracht, meistens Jungvieh, so dass für das neugebackene Ehepaar bereits ein kleiner Viehstand vorhanden war. Eine Ausnahme machten nur wir. Aus unsern ,Reichtümern' suchten wir heraus, was da ist: ein Theeservice (3 Mk.), eine Brosche (50 Pfg.) usw. Jeder von uns brachte ein Stück und all die andern Geschenke, all das Viehzeug, verblasste vor unseren fast wertlosen Präsenten. Hier an diese einfachen Menschen hatten wir Reichtümer verschenkt.

Seit über einer Woche waren die Speisen zu dieser Feier vorbereitet worden, für uns unbegreifliche Mengen. Alles was da war an Speisen und Getränken, mit Ausnahme von Salz, waren selbstgewonnene und dem Urwald abgetrotzte Produkte. Die Feier verlief in der besten Harmonie. Nachdem eine grosse Anzahl von Reden geschwungen worden waren, musste auch ich heran. In stiller Andacht hörte man meine in gebrochenem Portugisisch vertretenen Anschauungen über den Menschen und dessen Lebensbestimmung, über die Ehe, über Religion und Moral etc., an. Für die meisten war es das erste mal, dass sie einen Europäer öffentlich sprechen hörten. Meine Rede musste gefallen haben, denn ich erhielt vom Brautvater, als Gastgeber, das saftigste Stück Spiessbraten und einen mit Kräutern gemischten Zuckerrohrschnaps. Im Schweisse meines Angesichts musste ich als Alkoholgegner und Nichtfleischesser den Schnaps und das Fleisch hinunterwürgen. Ein Ablehnen gab es nicht! das wäre die grösste Beleidigung der Gastfreundschaft gewesen. Im stillen schwur ich, nie wieder bei einer derartigen Gelegenheit zu reden, was ich auch strikte eingehalten habe. Wie leicht hätte es doch die politische Polizei der diversen sogenannten Kulturstätten gehabt — ein Becher Schnaps und ein gehöriges Stück Fleisch hätten mehr auf mich eingewirkt, als alle Redeverbote und Gefängnisstrafen, oder gar die Drohungen der Hitlerregierung und all der kleinen Hitlers.

Eine andere Begebenheit aus diesem Lebensabschnitt muss ich ebenfalls noch festhalten. Eines Sonntags hatte ich meine Familie in unser Boot verladen. Max als Helfer und Halbfachmann an der Spitze, meine Frau, Lios und Walter in der Mitte, und ich als Schiffsführer usw. am Schwanz des Kahnes. Das Boot war 5 Meter lang und in der Mitte 50 cm breit — war also mehr denn reichlich befrachtet. Beim herrlichsten Wetter fuhren wir flussabwärts und in einer Stunde etwa waren wir in der Hütte des alten Wald-Ehepaares, von dem ich bereits in der vorigen Nummer gesprochen habe. Meine Frau hatte für diese Nachbarin einige kleine Geschenke mitgenommen und damit war die Freundschaft zwischen den beiden Frauen besiegelt. Unser heutiger Ausflug galt der «Zukunft». Kurz vor Mittag langten wir dort an. Nach etwa dreistündiger angenehmer Unterhaltung wurden wir von allen Koloniebewohnern auf den Heimweg gebracht und bestiegen etwa um 4 Uhr unser Boot wieder, begleitet von den guten Wünschen unserer neuen Freunde. Jetzt ging es flussaufwärts; das Wasser war inzwischen beträchtlich gefallen. Anfangs ging alles gut. Etwa auf dem halben Wege aber gerieten wir inmitten des Flusses in eine Steingruppe (Caschoeira), welche ich vorher nie bemerkt hatte. Mit schwerer Mühe gelang es, uns durchzuarbeiten, und dies nur dadurch, dass mein Sohn und ich ausstiegen, also das Boot erleichterten, und es so über die Steinplatten wegzogen. Um nicht wieder in Gefahr zu geraten, hielt ich das Boot am Ufer (was natürlich ganz falsch war, ich dies aber nicht wusste). Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir eine Stelle, wo trotz ununterbrochenem Arbeiten unser Boot auf der gleichen Stelle verblieb. Die Strömung war so stark, dass wir in zirka 20 Minuten nicht eine Bootslänge vorwärts kamen. Max musste sich nun eine Leine, welche immer am Boot befestigt war, um den Leib binden, während ich mich am Ufer bei einem festen Gebüsch postierte. Ich liess das Boot nun etwas zurück treiben; plötzlich warf ich mit ganzer Kraft das Boot herum. Max, auf der Spitze des Bootes stehend, hatte den Moment erwartet; mit voller Wucht und so schnell wie möglich warf er sich ins Gebüsch, um sich festzuhalten. Er hielt auch krampfhaft fest, obwohl er Dornen erwischt hatte. Sowie Max losgesprungen war, hatte ich mich ins Wasser geworfen und drückte schwimmend das Boot mit den weinenden und bereits verzweifelten Insassen ans Ufer. Wir waren gerettet. Nachdem wir uns ausgeruht und Max seine Wunden verbunden, zogen wir unsern Kahn durch diese Strömung und gelangten gut nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Leo Tolstoi.



Vorbemerkung. Am 20. November 1935 wird es 25 Jahre sein, dass Leo Tolstoi, einer unserer grössten Geistesführer, von uns geschieden ist. Diesen Anlass nehmen die bulgarischen Kameraden der auf Tolstois Grundlagen fussenden Gemeinschaft «Svoboda» in Sofia, die auch ein Wochenblatt desselben Namens herausgibt, dazu wahr, unter der Redaktion der Geistesfreunde St. Andreytchis und Yord. Kovatcheff einen Sammelband herauszubringen, der betitelt sein wird:

Leo N. Tolstoi — 1828-1910-1935.

Für dieses Werk hat der Redaktor unseres obgenannten bulgarischen Bruderblattes, Sl. Dolkisoff, sich an eine grosse Anzahl von Schriftstellern in der ganzen Welt gewandt, von denen den bulgarischen Kameraden bekannt war, dass sie enge Geistesbeziehungen zum Lebenswerk Tolstois unterhalten und in seinem Sinn wirken, mit der Bitte, einen Beitrag für das Werk zu liefern, das somit eines der repräsentativsten für den tolstoischen Gedanken in unserer Zeit zu sein verspricht.

Auch an den Kameraden Pierre Ramus ist eine solche Einladung ergangen. Er hat ihr durch die Einsendung des untenstehenden Artikels entsprochen.

Wir erachten diesen Artikel, wie immer man sich zu seinen Ausführungen stellen mag, für wichtig genug, ihn auch für unsere Leser zu bringen.

Die Redaktion.

Heinrich Heine als Prophet.

Im Jahre 1834, also ziemlich genau vor hundert Jahren, veröffentlichte Heinrich Heine in der «Revue des deux mondes» eine Reihe von Aufsätzen «Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.» Mit unerschöpflichem Witz wird in diesem Werk die Entwicklung des deutschen Denkens seit dem Mittelalter bis auf Kant, Fichte, Schelling und Hegel dargestellt. Am Ende seiner Ausführungen bespricht Heine die Möglichkeit einer deutschen Revolution. Was er darüber aussagt, gewinnt angesichts der heutigen Ereignisse den Charakter einer Prophetie, die wenigstens zum Teil angefangen hat, in Erfüllung zu gehen.

Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, dass wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiten. Mich dünkt, ein methodisches Volk wie wir musste mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen und durfte erst nach deren Vollendung zur politischen Revolution übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Lasst euch aber nicht bange sein, ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kantsche Kritik, der Fichtesche-Idealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Philosophien haben sich revolutionäre Kämpfe entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hereinbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten . . .

Die deutsche Revolution werde die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören, und es werde jene Kampflust erwachen, die wir bei den alten Deutschen finden und die nicht kämpft, um zu zerstören, noch um zu siegen, sondern bloss um zu kämpfen. Das Christentum und das ist sein schönstes Verdienst — hat jene brutale germanische Kampflust einigermassen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch und kommen wird der Tag, an dem er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzufachen, hütet euch, es zu löschen . . .

Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler tot aus der Luft niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihre königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte . . . Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich herumgruppieren, um die grossen Kampfspiele zu betrachten. Ich rate euch, ihr Franzosen, verhaltet euch alsdann sehr stille, und beileibe! hütet euch, zu applaudieren. Wir könnten euch leicht missverstehen und euch in unserer unhöflichen Art etwas barsch zur Ruhe weisen... Ich meine es gut mit euch, und deshalb sage ich euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu befürchten als von der ganzen Heiligen Allianz mitsamt allen Kroaten und Kosaken. Denn erstens liebt man euch nicht in Deutschland, welches fast unbegreiflich ist, da ihr doch so liebenswürdig seid und euch bei eurer Anwesenheit in Deutschlaud so viel Mühe gegeben habt, wenigstens der besseren und schöneren Hälfte des deutschen Volkes zu gefallen. Und wenn diese Hälfte euch auch liebte, so ist es eben doch diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt und deren Freundschaft euch also wenig frommt.

Was man eigentlich gegen euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einst, im Bierkeller zu Göttingen, äusserte ein junger Altdeutscher, dass man Rache an den Franzosen nehmen müsse für Konradin von Stauffen, den sie (1254) zu Neapel geköpft. Ihr habt dies gewiss längst vergessen. Wir aber vergessen nichts. Ihr seht, wenn wir mal Lust bekommen, mit euch anzubinden, so wird es uns an triftigen Gründen nicht fehlen. Jedenfalls rate ich euch daher, auf eurer Hut zu sein. Es mag in Deutschland vorgehen, was da wolle, haltet euch immer gerüstet; bleibt ruhig auf Eurem Posten, das Gewehr im Arm.

Leo Tolstoi

in der Vernunfts-Erkenntnis des Anarchismus.

Von PIERRE RAMUS.

I.

Nicht das Allgemeine eines Menschenlebens ist massgeblich für seine Bedeutung. Sie erweist sich vielmehr erst an der Wirkung des Besonderen im Leben, das in die Zukunft strahlt. Denn es ist das Lebenswerk, nicht der Lebensprozess des Menschen, das seine geistige und psychische Gestalt für die Menschheit lebendig erhält Und so vermag eine sachliche Würdigung Leo Tolstois, 25 Jahre nach seinem Tode — wie lebhaft erinnere ich mich noch seiner nähern Umstände — erst mit voller Erfahrungsreife dasjenige als bleibend an Tolstois Geistespersönlichkeit zu erfassen, das unsterblich an ihm ist und immerdar sein wird.

Wenn wir heute, ein Vierteljahrhundert nach seinem Hingang, Tolstoi und sein Geisteswerk würdigen, dann erst steht das Riesenhafte seiner Individualität vor uns. In einer Welt der Selbstzerstörung, des Machtirrsinnes, der triumphierenden Gewaltbestialität, der wahnwitzigsten wirtschaftlichen Antithesen des Reichtumsüberflusses und des grässlichsten Massenelends, inmitten einer entsetzlichen Staatenrüstung zur massenhaften Menschenvertilgung zu Lande, zu Wasser und von der Luft aus, angesichts der immer näher dräuenden Schatten eines zweiten kriegerischen Weltbrandes — in diesem ganzen Tohuwabohu der einem Irrenhaus gleichenden, missratenen «Gesellschaftsordnung» (welche «Ordnung»!) ist es allein die Geisteskraft Leo Tolstois, die dem Einzelnen, der denkfähigen Volksmenge und der Menschheit den Ausweg aus dem Aberwitz von Monopolgier, Autoritätsirrsinn und kriegerischer Mordbestialität bietet.

In seinem, vom systematisch-methodelogischen Gesichtspunkt aus vorzüglichen Werk «Der Anarchismus» hat der Jurist Dr. Eltzbacher die Lehre Tolstois als anarchistische Weltanschauung erwiesen. Tolstoi selbst hat nicht nur nicht dagegen protestiert, sondern, im Bewusstsein, dass er seine ersten, bedeutungsvollsten Geisteseindrücke von Rousseau und Preodkon empfangen, diese Einteilung unter die Theoretiker des Anarchismus gutgeheissen, wie das Einzige, was Tolstoi an den Anarrchisten — nicht am Anarchismus — auszusetzen hatte, war die von einzelnen Personen und Gruppen unter Berufung auf die anarchistische Theorie ausgehende Gewalt — und Terror aktivität oder deren Verherrlichung.

Letzteres Moment führte Tolstoi und seine Lehre weit weg von den gewöhnlichen Revolutionären aller Richtungen, so weit sie die Gewalt als Verwirklichungsfaktor für ihre Ideen anerkennen. Aber jene Lehre hat es dazu gebracht, dass Tolstoi einer der grössten Vertiefer, Entwickler und, in ethischem Sinn, derjenige Gestalter der Weltanschauung des Anarchismus wurde, in dessen Geisteserkenntnis dieser die bisher höchste Stufe der Menschheitsweisung und überhaupt Erlösungskraft sowohl für das arbeitende Volk wie für die Menschheit erstiegen hat.

* * *

Die geschichtliche Entfaltung des Anarchismus leidet darunter, dass sie sich meist im Rahmen und im Gefolge der allgemeinen sozialistischen Ideen und Bewegungen vollzogen und dadurch grösstenteils auf die rein materiellen und politischen Institutionen wie gesellschaftlichen Verhältnisse bezogen hat. Sie gelangte, bis zu Tolstoi, nicht dazu, die Revolution des Ichs zu proklamieren, die Umwälzung des individuellen Geistesbewusstseins, eine Umwertung der Werte im Sinn der Erneuerung des Menschen, als Grundlage einer neuen, gerechten Gesellschaft.

Wohl haben Godwin und Preodkon die Gerechtigkeit als das Grundelement ihrer anarchistischen Auffassung angenommen. Aber die Gerechtigkeit ist eine subjektive Auffassungssache und selbst in ihrem positiven Wertgehalt nur von relativer Konstruktionskraft, denn sie benötigt einer Macht zur Durchführung und Wahrung ihrer Wertungen, die eben immer abhängig bleiben vom Standort der Interessen, den das Individium einnimmt.

Der Erste, der die anarchistische Idee der Ichbefreiung von allen dem Ich zwangsweise auferlegten Banden Banden und Trabitionsgewalten in die Welt hinausrief, war Max Stirner. Sein Erkenntnisbild der Gesellschaft ohne Herrschaft fusst auf dem natürlichen Egoismus des Ichs, das die Grundquelle der Soziabilität bildet und das unbedingte Lebensrecht auf Unantastbarkeit besitzt. Aber schon Stirner gesteht in seinem unsterblichen Buch «Der Einzige und sein Eigentum», dass es zweierlei Formen des Egoismus gibt: einen edlen und einen gemeinen.

Der wirkliche Mangel seiner Lehre liegt vielleicht darin, nicht gezeigt zu haben, was dem edlen Egoismus allein im gesellschaftlichen Leben zum Durchbruch verhelfen wird. Für letztere Möglichkeit gibt es bei Stirner, wie später auch bei Nietzsche, nichts anderes als den eigenen Willen, die eigene Macht, und der Sieger hat das Recht auf seiner Seite, weil er die Macht hatte, sich durchzusetzen. Während Stirners Lehre ausgezeichnet ist für die Selbstbehauptung des Ichs gegenüber den Gewaltansprüchen der andern Ichs und deren Institutionen, reicht sie kaum dazu aus, die höhere Ethik einer anarchistischen Gesellschaft zu gewährleisten. Denn diese kann ihre Bestandfähigkeit und soziale Berechtigung nur dadurch erweisen, dass sie dem Menschen einen in seinem Ichbewusstsein — in seiner Vernunft — selbst zum Ausdruck kommenden Gedankenführer bietet, der in Uebereinstimmung ist mit seinem natürlichen Egoismus, aber zugleich mit dessen altruistischer Auswirkung, also zu Gunsten der übrigen Gesellschaftsmitglieder.

* * *

Fast ausschliesslich in den Dienst der Arbeiterschaft allein gestellt, ermangelt der Bakunismus einer höhern ethischen Grundlage, die für den Aufbau einer neuen, einer anarchistischen Gesellschaft nötig ist.

Michael Bakunin war eine der edelsten, ethisch höchst ausgebildeten Individualitäten in der gesamten Menschheitsgeschichte; aber das Milieu, in dem er wirkte, die revolutionäre Tradition, aus der er durch seine Beteiligung an der demokratischen 48er Revolution entstammte, dies hielt ihn davon ab, sich einer ethischen Ausarbeitung seiner sonst, in materiell-politischer Beziehung, ausgezeichneten Weltanschauung zu widmen. In erster Linie Tatmensch, zerschmetterte Bakunin die theologischen Idole für Gott und den Staat, schürte die Flamme der Revolution, wo immer sie emporzüngelte. Sein Leitmotiv war die Freiheit in staatsloser produktiver Solidaritätsgemeinschaft der Arbeiterschaft; aber eben, weil in dieser keineswegs jener Freiheitsdrang lebte, den Bakunin in ihr anzufachen trachtete, konnte es den öden, unfrucht-

Leff, Löw, Löwy und Sonnenschein.

Elisabeth Frank.

„Ellipsenförmige Brüste sind das rassische Kennzeichen der Jüdin.“ So stand es wörtlich in dem bekannten Buch des noch bekannteren Rassenforschers zu lesen. Das war klar, deutlich und einfach.

Viel weniger einfach, fand Studienrat Richard Leff, sei es festzustellen, ob die Brüste seiner Frau Klara, geborener Sonnenschein, ellipsenförmig oder prall und apfelförmig sind, wie seinerseits wieder Saul Löwy fand.

Wozu wiederum zu bemerken ist, dass Leff nicht wusste, dass Löwy wissen konnte, welche rassischen Merkmale die Brüste seiner (oder ihrer beider) Klara aufwiesen. Für ihn stand einzig und allein die Tatsache fest, dass die junge Frau offensichtlich recht befreundet mit jenem Löwy tat, der einstmals sein Studienfreund, seit Einbruch des Dritten Reiches aber nichts als ein gebührend zu verachtender Fremdrassiger war.

Und als er die beiden eines Tages überraschte — nein, nicht gerade bei dem, was Sie jetzt denken, aber immerhin überraschte — da schrieb er noch in der gleichen Nacht einen Brief an den berühmten Ahnen- und Stammbaumforscher Rurik Stämmle, der seinen verantwortungsvollen Beruf im Geburtsort Klaras ausübte. Er wollte Gewissheit haben — mochte seine Frau ihre apfel- oder ellipsenförmigen Rassenmerkmale auch noch so sorgsam vor seinen erbgutbesorgten Tastversuchen zu schützen wissen.

Hätte er geahnt, dass Klara — nach dem Diktat jenes Saul Löwy — fast zur gleichen Stunde einen Brief mit fast dem gleichen Inhalt an einen andern Stammbaumforscher, den berühmten Loki Knöbbchen schrieb, einen Brief, in dem ebenfalls von zweifelhaften Rassemerkmalen, diesmal allerdings maskuliner Art) die Rede war . . . wer weiss, ob er nicht lieber das Porto für seinen Brief gespart hätte. So aber erhielt er schon acht Tage später ein Dokument, in dem der Kernsatz vorkam: „Auch steht es ausser Zweifel, dass der Name Sonnenschein, der Mädchenname der jetzigen Frau Klara Leff, nur in einer hierorts bekannten Familie zu finden ist, die noch, wie uns sonder Schwierigkeit festzustellen gelang, vor zwei Generationen als jüdische Getreide- und Viehhändlerfamilie in schlechtem Ruf stand.“

Jubelnd stürzte er mit diesem Beweisstück zu seinem Pg. Hasselreiter, dem Rechtsanwalt. Atmete erleichter auf, dass er ihm nicht als Scheidungsgrund das rassenschänderische Verhältnis Klaras mit dem Juden Löwy anzugeben brauchte, denn es wäre ihm — als deutschem Menschen! — doch gar zu blamabel erschienen, dass ausgerechnet ein Minderrassiger ihm seine junge Frau ausgespannt haben sollte. (Dass sie bei der Scheidung überdies als schuldiger Teil erklärt werden würde, war bei dem hübschen Vermögen, das Klara als Mitgift in die Ehe gebracht hatte, eine erfreuliche Tatsache, die er mehr sich selbst als dem Rechtsanwalt eingestand-)

Und so fanden sie sich denn eines schönen Tages dem Scheidungsrichter gegenüber. Hochauf türmten sich die Akten. Leff strahlte. Klara stand bescheiden in ihrer blonden Drallheit an der Schranke, und Löwy sass hämisch grinsend im Zuhörerraum.

Er grinste auch noch, als Leff erbleichte. Was seinen Grund darin hatte, dass der Richter einen Brief des Rassenforschers Loki Knöbbchen aus den Akten zog, in dem zu lesen stand, dass die Sippe derer, die sich heute Leff nennen, noch vor sechzig Jahren Löw hiess, und dass der Grossvater des Studienrats Richard Leff nur wegen seiner verdienstvollen Kriegslieferungen in den Jahren 1870/71 die Erlaubnis erhalten habe, sich so zu nennen, wie der Kläger heute heisse.

Leffs Knie zitterten, aber er hielt sich mannhaft aufrecht. Und setzen musste er sich erst, als aus dem unseligen Aktenbündel nunmehr noch ein prima arischer Stammbaum seiner Klara hervorgezogen wurde, ein Stammbäumchen, dessen Wurzeln bis in jenes ferne Erdreich drangen, auf dem sich der dreissigjährige Krieg abgespielt hatte . . .

Wie Keulenschläge trafen ihn dann die Worte des Urteils: „. . . kam das Gericht zu der Erkenntnis, dass der arischen Beklagten nicht länger zugemutet werden kann, mit einem Fremdrassigen die eheliche Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Deshalb war, wie geschehen, zu erkennen Der Kläger, als der schuldige Teil, trägt die Kosten des Verfahrens.“

Drei Tage war der Leff sehr krank. Am vierten aber schrie und tobte er wieder, wie es seine Nachbarn von ihm gewohnt waren. Da stand nämlich ein grosser Möbelwagen vor der Haustür, und die Packer trugen Stück für Stück der schönen Wohnungseinrichtung — sogar seinen wundervollen Schreibtisch aus echter deutscher Eiche — hinans, jene soliden Möbelstücke, die allesamt von Klara mit in die Ehe gebracht worden waren . . .

In Leffs Brusttasche brannte überdies ein peinlicher Fragebogen seiner vorgesetzten Behörde. Und neben ihm stand der verhasste Saul Löwy und leitete schmunzelnd die Arbeit der Packer.

Da raffte sich Leff-Löw noch einmal auf. „Ich werde Sie anzeigen wegen Rassefrevels!“ brüllte er. „Sie stehen in rasseschänderischen Beziehungen zu einer arischen Frau!“

„Zu einer schuldlos geschiedenen“, antwortete Löwy trocken.

„Aber Sie sind doch Jude!“

„Stimmt“, meinte Löwy vergnügt, „aber ich habe einen amerikanischen Pass!“

Ein selbstloser Held.

Enthüllungen über Mussolini.

In italienischer und französischer Sprache erscheint ein Buch von Aiceste de Ambris über Mussolini. In diesem kann man folgende Ausführungen lesen, die den Duce einmal von einer anderen als der offiziellen Seite zeigen:

Wenn die fascistische Clique Mussolini eine grosse Selbstlosigkeit in Geldsachen nachrühmt, so ist das falscher Ruhm. Mag sein, dass Mussolini früher, als er nur die Not kannte, nicht geldgierig war. Aber einer unserer gemeinsamen Freunde hatte recht, als er mir im Jahre 1919 sagte: „Seit Mussolini erfahren hat, wie Geld schmeckt, haben sich seine Auffassungen geändert.“

Für diese Worte gibt es übrigens eine ganze Menge tatsächlicher Beweise, abgesehen von der französischen Geldunterstützung, die im Jahre 1915 seine „innere Krise“ herbeiführte und ihn aus einem Verfechter der Neutralität zum wütenden Interventisten machte.

Die 300,000 Lire, die er im Jahre 1919 von den durch öffentliche Sammlung aufgebrachten Geldern für Fiume unterschlagen hatte, waren nicht hinreichend gewesen, um Mussolinis Finanzen und die seines Blattes zu ordnen. Ich besitze einen Brief von Mussolinis Bruder vom 20. Mai 1920, in dem er mich um Geld für den „Popolo d'Italia“ bittet. Damals sass er also noch auf dem trockenen. Seitdem hat er keine Erbschaft gemacht. Er hat weiter als Journalist gearbeitet, in einem Berufe, von dem wir noch nicht gehört haben, dass man dabei auf anständige Weise reich werden könnte.

Mussolini, der im Jahre 1920 ganz mittellos war, ist heute ein vielfacher Millionär. Es heisst in Italien — und das Gerücht hat viel Wahrscheinlichkeit — dass Mussolini und sein Bruder Arnoldo ihre Kapitalien der Sicherheit halber in auswärtigen Banken untergebracht hätten und dass es sich dabei um ungeheure Summen handle. Eine Kontrolle ist hier natürlich nicht möglich. Für das, was in Italien geblieben ist, haben wir aber eine Kontrolle. Fascistische Zeitungen, denen wir in diesem Falle Glauben schenken müssen, haben nämlich veröffentlicht, dass Mussolini — Regierungsoberhaupt und Führer der Fascisten, wie die Formel lautet — jährlich 200,000 Lire Steuern bezahlt,

Veröffentlicht hat man diese Zahl einzig in der Absicht, den Premierminister in günstiges Licht zu setzen. Er wurde als Beispiel eines gewissenhaften Steuerzahlers denen vorgeführt, die Neigung zur Steuerhinterziehung haben. Dabei haben aber die Lobredner die Schlussfolgerung vergessen, die man aus ihrer Veröffentlichung ziehen konnte, dass nämlich eine jährliche Einkommensteuer von 200,000 Lire zum mindesten ein Vermögen von zehn Millionen Lire bedeutet.

Woher hat der Duce dieses Kapital, wenn er sich noch im Jahre 1920 Geld borgen musste? Derartige Vermögen werden entweder ererbt oder kommen durch Spekulationen und Geschäfte zusammen. Von seinem Vater, der erst ein Schmied war, dann eine kleine Kneipe hatte, hat Mussolini nichts geerbt. Bleiben also nur noch die Spekulation und Geschäfte. Wenn man aber diese in einer politischen Stellung macht, und auf Grund der Macht und der Kenntnisse, die einem aus der Stellung erwachsen, so haben sie einen anderen Namen: dann heissen sie Veruntreuung im Amt, Missbrauch der Amtsgewalt und Erpressung. Für die Früchte einer derartigen Tätigkeit hat man nicht mit der Steuerbehörde, sondern mit den Strafgerichten zu tun.

Berlin flüstert:

Der grösste Elektriker der Gegenwart ist Hitler:

Erst hat er Deutschland elektrisiert, dann gleichgeschaltet und schliesslich isoliert.

---

baren, autoritären und das Proletariat nur betrügenden Ideen des Marxismus gelingen, die Arbeiterschaft vom Bakunismus loszureissen, dem Befreiungskampf untreu zu machen, für den Macht- und Herrschaftskampf zu Gunsten seiner Führer zu gewinnen.

Dieses Streben, das den Arbeiterführer zum Staatsmann, zum Herrscher macht, musste naturgemäss den Fascismus — dieser ist: Ochlokratie des kulturierten Pöbelmenschen — gebären.

Sowohl der Marxismus wie der Fascismus, die im Innersten ihres Wesens vollkommen gleichartig sind, da Sowjetrussland ethisch nicht höher steht, als das fascistische Italien oder Deutschland, sie vermochten über den Bakunismus nur deshalb die Oberhand gewinnen, weil es ihm nicht gelang, er es auch kaum versuchte, der Arbeiterschaft ausser ihren an sich berechtigten materiellen Interessenzielen ein neues, ethisches Innenleben, eine höhere Kulturanschauung darzubieten.

Der Bakunismus erfüllt das Proletariat mit wahrhaft revolutionärem Geist und flösst ihm Freiheitsbewusstsein ein. Aber weder die Revolution, noch der proletarische Klassenkampf muss, unbeschadet seiner materiellen Berechtigung, notwendigerweise zur Freiheit, nämlich zur Ethik der Herrschaftslosigkeit, geleiten. Bakunin wollte sie, aber er vertraute mit Bezug auf Sie auf den natürlichen sozialen Trieb im Menschen, ohne in seinem gigantischen Lebenswerk das Problem zu ergründen, ob der menschliche Sozialinstinkt zum Aufbau einer herrschaftslosen Gemeinschaft allein genüge.

* * *

Eine erste Annäherung zur Ergründung dieses wichtigen Problems bietet Peter Krapotkin. Sein Werk ist zumeist biologisch — soziologisch — naturkundlich und gewinnt für den Anarchismus erstmalig eine naturwissenschaftliche Begründung. Aber gerade Krapotkin hat mit zunehmender Erkenntnisreife begriffen, dass dies für die Verwirklichung des Anarchismus nicht ausreicht, auch nicht, um ihn einer Unwiderlegbarkeit der tiefsten Lebensquellen im Menschengeist und Menschengemüt zu machen.

So beobachten wir, dass Krapotkin in seiner sicherlich von den idealistischesten Motiven diktierten Schrift «Anarchistische Moral», in seiner ersten, biologisch-naturwissenschaftlichen Fundierung des menschlichen Solidaritätsempfindens durch gegenseitige Hilfe und in der erhabensten Krönung seines Lebens, in seinem ungemein wertvollen Werk «Die Ethik», zunehmend die Erkenntnis gewann, dass der Anarchismus nur lebenskräftig und siegesgewiss sein könne, wenn ihm ein besonderer ethischer Gehalt eigen wird, der selbst im Bewusstsein der Gegner ihm moralische Ueberlegenheit bietet. Das kann unmöglich durch revolutionäre Gewalt allein geschehen, unmöglich durch das materielle Interesse der grösstmöglichen Anzahl von Menschen, auch nicht durch den sittlichen Zweck der produktiven Arbeit und ihres Werkprozesses, weder in intellektueller noch manueller Beziehung. Krapotkin hat dies schon dreissig Jahre vor seinem Tode erkannt.

Aber in ihm lebte, ausser den grossartig klargeistigen Erkenntnissen auch der impulsive Rebell. Und während er sich in den letzten drei Jahrzehnten seines wundervollen Lebens nicht mehr wie früher allein vom stürmischen Impuls der Revolutionsidee leiten liess, sich immer mehr der Erkenntnis zuwandte, im Anarchismus eine höhere Kulturidee der Menschheit zu erblicken, ihren ethischen Gedankenaufbau zu bilden, konnte er sich doch nie vollständig von dem Glauben an die Notwendigkeit der Waffengewalt in der Revolution befreien. Kratpotkins Genius sah ungemein klar in den ökonomisch-politischen Elementen des Anarchismus. Doch er besass für dessen Verwirklichung kaum etwas anderes als den Glauben an eine modernisierte, nobernietische der grossen französischen Revolution entlehnte Form der sozialrevolu ionären Bewegung, wie er sie in ihrem Urbild in seinen tiefgründlichen Studien über jene kennen gelernt hatte. Daher auch seine rührende Herzensliebe zum Volk, zur Arbeiterschaft als eines Ganzen.

Krapotkin vergegenwärtigte sich auch die soziale Revolution als Inbegriff einer Aktion der Waffengewalt; die Waffe vermochte auch ihm ein Mittel der Befreiung zu sein. Nur aus dieser seiner Geistesvorstellung entsprang jener einzige Fehltritt seines so erhaben grandiosen Lebens, den ich in seiner Stellung zum Weltkrieg und Haltung während desselben erblicke.

* * *

Dieses grossartige Leben Krapotkins, dessen innere Wesensart in einem kleinen, aber wirklich erschliessend klaren Aufsatz von Anatol Gerelik geboten wird, steht in der Menschheitsgeschichte des Geisteskampfes um die Anarchie einzigartig da. Darin ist Krapotkin bei weitem Tolstoi überlegen. Krapotkin erfüllte in seinem Leben, was Tolstoi lebenslang vergeblich anstrebte: den äusseren Bruch mit der Umwelt, das Leben als einfacher Volksmensch inmitten der Kämpfer und Leidensgenossen, losgelöst von der Kaste der Herkunft.

Krapotkin hat diese erhabene Erfüllungsleistung der Selbstüberwindung vollbracht in den besten Mannesjahren. Er schreckte in seinem Opfermut, mit dem er sich dieser Leistung widmete, auch vor den schwersten Leiden, Gefahren, selbst vor dem Tode nicht zurück; er hat das langjährige Martxrium des Gefängnisses auf sich genommen; nur ein Wunder rettete ihn vor dem Untergang.

In dieser Beziehung hat Tolstoi seit 1876 klar in sich erkannt, was seine höchste Lebenspflicht gewesen wäre: gleich Jesus die Familie, Reichtum, Adel und Sorglosigkeit aufzugeben, den Daseinskampf der breiten Massen zu führen und darin seine Mission zu erfüllen. Doch erst am Ende seines Lebens vollbrachte Tolstoi das, was ihm viele Jahre als höchste Pflicht vorgeschwebt hatte, als ihn sein Weg nach Astapova (Gouv. Ryazan) führte.

Tolstoi hat für diese späte Ausführung seiner innersten Pflichterkenntnis schwer büssen müssen; sein Leben als Gatte, in der Ehe, sein psychisches Ringen, Kämpfen und Leiden, wie es uns in seinen Privatbriefen und Tagebüchern erschütternd enthüllt wird, hat ihm als Busse ein lebenslanges Martyrium auferlegt.

(Fortsetzung folgt.)

Achtung! Radiohörer!

SENDEPROGRAMM

Kurzwellensender der „Schwarzen Front“
Suedamerika auf Welle 42
jeden Sonntag 17—18 Uhr Riozeit
9—10 Uhr mitteleuropaeische Zeit

Sonntag, den 3. November 1935.
Die Lage des deutschen Arbeiters im 3. Reich.
Kurznachrichten, deutsch u. spanisch.

Sonntag, den 10. November 1935.
Der 9. November — eine deutsche Schicksalsstunde.
Den Gefallenen.

auch nur die geringste Differenz konstatieren zu können, wenn wir uns über Deutschland und seine Kunst unterhielten. Aber ich darf versichern, dass Antonio Caringi, der die Münchener Akademie vor dem grossen Betrug bereits absolviert hatte, auch nie ein anderes Wort als das der reinsten Begeisterung über die Zeit der «verruchten» 14 Jahre geäussert hatte, von denen er etwa fünf miterlebte. Dass sein von ihm heissgeliebter Lehrer und Meister Herrmann Haller gar kein Reichsdeutscher sondern Schweizer ist, sei nur nebenbei erwähnt. Dass ferner Caringi Ausländer ist und als Brasilianer über zu viel natürlichen Takt verfügt, die ihm gewährte Gastfreundschaft in vollem Masse anzuerkennen, ist doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Dass anderseits der glückliche Umstand, nicht Volksgenosse zu sein, ihm eine Freiheit sichert, die dem Deutschen bereits unvorstellbar ist, macht es verständlich, dass Caringi die ungleich günstigeren Schaffensbedingungen in Deutschland vorzieht und drüben arbeitet. Diesen unpolitischen Künstler aber politisch ausschlachten zu wollen, ist eine Blödheit, die der «N. D. Z.» eigen ist und der ohne Zweifel das Urteil eines englischen Primaners, soferne es günstig ist, viel wichtiger erscheint als etwa die Ansicht eines weltbekannten Nationalökonomen oder Politikers, die naturgemäss pessimistisch sein muss.

Für uns ist daher viel wichtiger als die Meinung Caringis, die ihm da eventuell abgepresst werden soll, eine Nachricht, die ein Tag vorher in der «N. D Z.» stand. Da hiess es, dass die Kreisleitung Bremen der NSDAP einen Aufruf erliess, in welchem schärfster Protest gegen die Böttcherstrasse, im besondern aber gegen das Paula Modersohn Becker Haus erhoben wird. Weiss die «N. D. Z.» was so ein Protest bedeutet? Und weiss sie überhaupt, wer Paula Modersohn-Becker war? Weiss sie, dass gegen eine der beglückendsten Erscheinungen deutschen Kunstschaffens, gegen eine ganz grosse deutsche Künstlerin und Frau, da ein Rachefeldzug niederster Art eingeleitet wird, gegen eine Frau, die heute noch viele Zehntausende betrauern und vergöttern.

Wir werden in nächster Zeit eine ganze Reihe von Fällen anführen und dartun, wie die Kunst in Deutschland heute von einer Horde Geisteskranker, Verbrecher und sexuell Pervertierter behandelt wird und werden der «N. D. Z.» dankbar sein, wenn sie auch nur einen Fall beweisen könnte, wo sie auch nur ein einziges Wörtchen des Protestes anwandte. Sie hat daher für alle Zukunft das Recht verwirkt, in Kunstangelegenheiten den Mund aufzutun. G. E.

Banditen-Evangelium.

Als mein Freund und ich neulich spazieren gingen, sahen wir, wie ein grosser, hünenhafter Kerl einen kleinen Schwarzen überfiel. Offenbar hatte er es auf dessen geringes Vermögen abgesehen. Als wir näher kamen, schrie der Kerl: «Mischt euch nicht ein, dann verspreche ich, dass der Kampf auf uns beide beschränkt bleibt. Andernfalls könnte der Kampfschauplatz grössere Dimensionen annehmen.» Während dieser Worte fiel ihm ein christliches Missionsblättchen aus der Tasche. «Na, du bist mir ein schöner Christ,» sagte ich. Aber da hättet ihr den Kerl hören sollen. «Was, ich kein Christ? Ich vertrete das positive Christentum. Wie meine Glaubensbrüder drüben bin ich nur dabei, das Vermögen des Schwächeren zu beschlagnahmen, weil es dem Mächgen bessere Dienste leisten kann.» Mein Freund warf mir einen Blick zu, zog seinen Rock aus, gab ihn mir und sagte: «Ich will dem einmal negatives Christentum beibringen.» In ein paar Augenblicken war der Kerl erledigt. Stöhnend fragte er: «Ist das Ju Jitsu?» «Nein,» sagte mein Freund, «das ist negatives Christentum. Man wird dadurch auch in Europa deine Glaubensgenossen überzeugen. Aber wenn du noch eine weitere Lektion brauchen solltest . ?» Der Kerl behauptete, sein Bedarf sei vorläufig vollständig gedeckt. Und da wir uns überzeugten, dass sein Kopf bei der Fülle des bereits Gebotenen nicht weiterer Aufnahme fähig war, zogen wir mit dem geretteten Afrikaner davon.

Was jener Strassenräuber in die Tat umsetzen wollte, ist das berüchtigte: Macht geht vor Recht. Es ist das Evangelium aller Banditen.

Solange sie nicht die Macht haben, unterschreiben sie sogar Friedens- und Freundschaftsverträge und schwören bei allen Göttern des Morgen- und Abendlandes, dass auch sie den Krieg für ein Verbrechen halten. Kommt aber der Zeitpunkt, dann setzen sie sich gewissenlos über alle geschriebenen Verträge hinweg. Was sind denn solche unter den feierlichsten Zeremonien von ihnen unterschriebenen Papiere? «Es ist nur ein Fetzen Papier,» sagte jener berühmte Diplomat, als er einmal zu lügen vergass.

Seit Urväter Tagen schläft in dem Menschen die alte, bösartige Bestie. Das wissen alle Demagogen. Deshalb fällt es ihnen so leicht, Millionen mit sich fortzureissen, wenn sie die niedersten Instinkte zu wecken verstehen. Dann zeigt es sich, dass Christentum, Buddhismus und unsere vielgerühmte hohe Kultur bei den aller-allermeisten nur ein dünner Firnis sind, den sie — ach, so leicht — nur zu gern abstreifen.

Du grösster Sohn Judas, es ist kein Raum vorhanden auf Erden für dein sanftes Evangelium. Aus deiner Kirchen Glocken giesst man Kanonen, aus den Kreuzen — dem ernsten Sinnbild deiner Leiden — schmiedet man Lanzen und Schwerter, mit denen man Brüdern die Schädel einschlägt. Deinen Namen missbraucht man, um die ungeheuerlichsten Verbrechen, die Menschen begehen können, mit einem christlichen Mäntelchen zu umhängen. Und wenn sie genug Menschen ermordet und genug Menschenglück vernichtet haben, dann gehen sie in deine Kirchen, um ihren Gott in den Dreck ihrer Gemeinheit herabzuziehen, indem sie sagen, er habe ihnen beim Morden geholfen.

Der Weise wird wohl recht behalten:

«CANAILLE BLEIBT CANAILLE.»

Glossen

Wann kommt der gute Tag?

Eines der ältesten nationalsozialistischen «Kampflieder» hat zum Kehrreim folgende Worte:

Wenn's Judenblut vom Messer spritzt,
Dann geht's noch mal so gut!

Nun, es sind schon zweieinhalb Jahre, da im Dritten Reich das Judenblut vom Messer spritzt — nicht nur im Lied und in der Metapher, auch in der Wirklichkeit.

Es spritzt vom Messer, es spritzt unter der Peitsche und unter der Stahlrute. Der «Dichter» des nationalsozialistischen Liedes kann glücklich sein: die von ihm ersehnten Zustände sind über Deutschland herangebrochen.

Aber nur zum Teil. Denn mit dem zweiten Teil des Refrains hapert es noch immer. Geht es denn wirklich «noch mal so gut»?

Darüber gibt ein anderes im Dritten Reich gesungenes Lied Auskunft. Wir meinen nicht dieses, das zu berichten weiss, dass

Unter Hitler, Göbbels, Goering,
Gibt es nur Hering, Hering, Hering —

Ein anderes ist jetzt in Deutschland sehr populär. Und wie man hört, sogar in nationalsozialistischen Kreisen. Es lautet:

Heil dem Führer —
Es wird alles dürrer —
Bald gibt es einen grossen Krach,
Dann sagen wir wieder «guten Tag»!

Bekanntlich ist der «gute Tag» in Deutschland nicht nur verpönt, sondern sogar verboten. Wer mit «Heil Hitler» gegrüsst wird und «guten Tag» antwortet, kommt ins Gefängnis.

Was einen tiefern Sinn hat. Deutschland erlebt jetzt schlechte Tage. Und man muss sich daran gewöhnen. Wer vom guten Tag spricht, ist Volksverräter.

Und nun plötzlich:

Bald gibt es einen grossen Krach,
Dann sagen wir wieder «guten Tag»!

Das ist nicht nur Scherz und Ironie. Das hat auch eine tiefere Bedeutung. Denn es scheint, es scheint:

Es geht in Deutschland nicht «noch mal so gut». Obwohl Streicher bereits im Berliner Sportpalast Reden hält, obwohl Helldorf Polizeipräsident der Reichshauptstadt ist, obwohl arische Mädchen, die Juden heiraten wollen, kahl geschoren und in Schutzhaft genommen wurden, und obwohl das Judenblut vom Messer spritzt.

Man sehnt sich nach dem guten Tag. Nicht nur als Grussformel.

Lektüre.

Wenn man Nachrichten liest, die aus dem Dritten Reich kommen, bleibt man selten — stoisch. Manchmal entsteht beim Leser eine Empörung, oft muss man nur lächeln.

Beim Lesen dieser Nachricht wird es einem — schwindlig. Sie lautet:

«In einer Versammlung hat der Gauleiter von Franken, Julius Streicher, stolz mitgeteilt, dass das einzige Blatt, welches der Führer und Reichskanzler von A bis Z von der ersten bis zur letzten Zeile liest, ‚Der Stürmer' ist.»

Wir haben nie daran gezweifelt, dass es im heutigen Deutschland viele Menschen gibt, die das Blatt Streichers lesen. Da der Reichspropagandaminister Dr. Goebbels das «Asphaltliteratentum» vernichtet hat, suchen Sensationslüsterne in den Spalten des Streicherischen Blattes ihre Emotionen. Dass auch der schlimmste «jüdische Asphaltliterat» niemals auch nur in einem Bruchteil so pornographisch war wie «Der Stürmer», kommt ja diesem Blatt zugute.

Es war also nie daran zu zweifeln, dass die Obskuren, die Minderwertigen und — nicht nebenbei — die Hassenden einen grossen Stock der «Stürmer»-Leserschaft gebildet haben.

Dass aber auch an allerhöchster Stelle . . . Nein, das ist zu viel. Und doch ist es wahr. Streicher selbst sagte es in einer Versammlung. Und er wird doch die Gewohnheiten seines Freundes kennen.

Grosse Volksführer, Diktatoren, Despoten von Format lasen immer. Was ihre Lieblingslektüre war? Gewöhnlich Klassiker, Bücher über den Lebenslauf grosser Männer und das Buch der Bücher: die Bibel.

Der Führer des Dritten Reiches hat eine andere Lieblingslektüre. Bücher liest er keine, Zeitungen liest er wenig. Aber ein Unrecht würde der jenige an ihm begehen, der glauben würde, dass er überhaupt nichts liest. Jede Woche erscheint eine neue Folge des «Stürmer» und diese liest er.

Von A bis Z, von der ersten bis zur letzten Zeile.

De gustibus non est disputandum. Auf deutsch: Der Geschmack ist verschieden.

An unsere Freunde!

Mit Freuden muss ich es begrüssen, dass von allen Seiten das nicht pünktliche Erscheinen der Nummer 56 der „Aktion“ kritisiert wurde, dass mit Empörung das Ausbleiben oder gar das Eingehen, Nichtweitererscheinen der „Aktion“ zu erwarten sei. Das zeigte mir, dass bei vielen die „Aktion“ bereits zn etwas not wendigem Gewordenem pünktlich erwartet wird. Ich glaube mit Bestimmtheit das Versprechen abgeben zu können, dass wir von nun an pünktlieh jeden 1. und 15. eines Monats, und zwar sechsseitig, die „Aktion“ den Lesern zustellen können.

Ich habe, wie an anderer Stelle dieser Nummer ersichtlich ist, meine Buchhandlung, welche ich im Jahre 1925 hier unter dem Namen „Livraria International“ gründete und bis zum 15. d. Mts. geführt habe, verkauft. Es war dies eine Notwendigkeit geworden und hätte ich eigentlich vor Jahren schon verkaufen sollen. Der Handel ist eine Tätigkeit, welcher sich mit meiner Weltanschauung schlecht vereinbaren lässt, das heisst, der Handel im kapitalistischen Zeitalter. Aber leider müssen wir des öftern Konzessionen machen, um das nackte Leben fristen zu können, und so erging es auch mir. Nun bin ich zwar frei, das heisst, ich habe mehr Zeit, mich der „Aktion“ zu widmen. Doch das hat auch wieder seinen Haken; denn wenn ich auch in meinem Geschäfte von allen Narren und Fanatikern, von links und rechts, gemieden wurde, so gab es immerhin noch einen guten Teil, welche meine Kunden waren, und mir ein Einkommen sicherten. Damit ist es nun aus. Das Material, mit welchem die „Aktion“ hergestellt wird, ist mein Eigentum; davon müssen Teile ergänzt und etliche Neuanschaffungen gemacht werden. Da ich nunmehr ausserhalb der Stadt wohne, musste für Setzerei usw. ein Raum gemietet werden — alles das kostete und kostet noch Geld. Die „Aktion“ hat bei mir Schulden, arbeitet mit Defizit — hat also kein Geld. Ich habe nun folgenden Plan:

Wir gebrauchen etwa zwei Contos de Réis. Da ich absolut keine Einkünfte mehr habe, kann ich nicht weiter zuschiessen. Also werde ich unsere Freunde, alle diejenigen, welche es für selbstverständlich halten, dass die „Aktion“ weiter erscheint, aufsuchen, um mit ihnen die finanzielle Lage unserer Zeitung zu besprechen und zu regeln. Ich bin fest davon überzeugt, dass es mir möglich sein wird, auf diese Art das Fundament unserer Bewegung zu festigen.

ACHTUNG.

Jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag bin ich in der Geschäftsstelle (Rua dos Andradas 1742) zu treffen.

FR. KNIESTEDT.

Gestapo-Agenten.

Bereits in der vorigen Nummer der «Aktion» erzählte ich über die sogenannte «Arbeitsfront». Mit welcher Raffinesse diese arbeitet, darüber einige Fälle.

Eine deutsche Firma hat den Bau einer Eisenbahnstrecke im Staat Rio Grande do Sul übernommen. Die Arbeiter, auch Nichtdeutsche, werden in die Arbeitsfront gepresst. Jeden Morgen vor Beginn der Arbeit ist militärischer Appell usw. Einzelne Ingenieure betrachten sich als Beauftragte des neudeutschen Einheitsstaates — und das hier im demokratischen Brasilien. Wer bezahlt die Kosten — der brasilianische Steuerzahler. Die Angestellten werden dort nicht nach Kenntnis und Fähigkeit, sondern nach dem Grad der Parteizugehörigkeit bewertet. Doch darüber ein andermal.

In den Betrieben der Companhia Electrica ist es nicht viel besser; auch hier wird von einigen sogenannten Ingineuren offen Propaganda für die Arbeitsfront geleistet. Diesen, im Auftrage der NSDAPartei (Partei und Staat — ist eins) manöverierenden Propagandisten war es sogar vergönnt, einige ehemalige rote Kommunisten in ihre Reihen zu bekommen. Aus welchen Mitteln die Spesen für diese Propaganda, für die Rund- und Querflüge usw. bezahlt werden, darüber wird dann berichtet, wenn es an der Zeit ist.

Dass die NSDAP auch hier im Staat militärische Formationen unterhält, ist so bekannt, dass ich darüber nicht zu schreiben brauche. Dass aber diese Formationen nach Gruppen eingeteilt sind und nach geheimer Ordre arbeiten, dürfte nicht jedem bekannt sein. Die Leiter dieser Gruppen stehen im Dienstraug und haben alle einen Diensteid ablegen müssen.

Seit etwa zwei Monaten sind in unserm Staat zwei neue Gestapo-Agenten tätig; der eine arbeitete vordem in Argentinien, der andere in der Schweiz und Frankreich. Der erste hatte vor kurzem eine Besprechung mit zwei Herren aus São Paulo, einem von hier und einem aus San Angelo und zwar in Livramento. In einem Hotel in Sta. Maria stiessen noch zwei Vertrauensmänner dazu. Nach einer Konferenz von einer halben Stunde trennte man sich; dreie benutzten ein Auto, unter ihnen der Gestapo-Mann. Auch sie sind zurück! Zwar etwas verbeult und verschoben — aber immerhin, sie sind da. Bis zur Stunde sind sie noch nicht in Tätigkeit getreten; aber sie werden es bald und dann werde ich mehr über dies Jugend-Spiel mit Studien-Propagandafahrt berichten, dieser Fahrt von deutschen und deutsch-brasilianischen Hitlersprösslingen.

FR. KNIESTEDT.

VEREINS-ANGELEGENHEITEN

Unterstützungskasse Navegantes.

Sonntag den 13. Oktober 35 fand im Vereinslokal, Av. Brasil 485, die angekündigte ausserordentliche Generalversammlung statt. Wenn es vordem den Anschein hatte, dass die entstandenen Gegensätze unüberbrückbar wären, so war dies nun nicht der Fall. Im Gegenteil; nach einer längeren Aussprache, an der sich Kniestedt, Rademacher und Langendörfer beteiligten, und nachdem auf Vorschlag von Kniestedt das unparteiische alte Mitglied Carlos Sommer zum ersten Vorsitzenden gewählt worden war, hatte sich der Sturm gelegt und die weiteren Wahlen verliefen in bester Harmonie. Hoffen wollen wir, dass in Zukunft gewisse Herrschaften nicht von neuem versuchen, Aufgebautes zu zerreissen. In der nächsten Nummer werden wir bekannt geben, wann der so beliebte Badestrand in der Rua Fr. Mentz eröffnet wird.

Liga für Menschenrechte

(Sektion Brasileira)

Nach längeren Vorbereitungen konnte am 12. Oktober 35 nach einem Vortrage von Kamerad Herkules, eine brasilianische Abteilung der Liga für Menschenrechte gegründet werden. In klarer Weise verstand es der Vortragende, den Anwesenden Zweck und Ziele der Liga vor Augen zu führen. Nach einer lebhaften Debatte wurden folgende Personen mit der Leitung der brasilianischen Ortsgruppe der Liga betraut:
1. Schriftführerin: Frl. Elisa Romero,
2. Schriftführer: Elimar Schmidt;
Kassierer: José Romero;
Bibliothekar: Manoel Eiras Dias.
Jeden Sonnabend halb 9 Uhr Sitzung im Lokal Rua dos Andradas 1742.
Sonnabend den 26. Oktober fand eine sehr gut besuchte Sitzung dieser Abteilung statt, in welcher Major Franco einen interessanten Vortrag über das Thema «Krieg und Diktatur» hielt. Es war erstaunlich, mit welcher Schärfe und Logik der über 80 Jahre alte Wissenschaftler dieses Thema behandelte. In der Debatte wurde von allen Rednern und Rednerinnen darauf hingewiesen, dass die Liga, dem Vorbilde Emile Zolas folgend, sich nicht mit Politik befasse. In einer spätern Konferenz wird ein brasilianischer Rechtsstudent den letzten internationalen Juristenkongress behandeln.

Liga für Menschenrechte

(Deutsche Abteilung)

In der am Sonntag den 27. Oktober 35 stattgefundenen Sitzung wurde, nachdem der Rechenschaftsbericht entgegen genommen worden war, nach längerer Debatte die folgende Geschäftsleitung für ein Jahr ernannt: 1. Schriftführer und Geschäftsleiter der ‚Aktion‘ Fr. Kniestedt; 2. Schriftführer und Propogandaleiter Otto Terra; Kassierer Jan Willink; verantwortlicher Schriftleiter der ‚Aktion‘ João Schmidt. Der nächste Vortragabend findet Sonnabend den 9. November 1935, abends halb 9 Uhr, im Lokal Rua dos Andradas 1742, statt.

Einen ausnahmsstarken Besuch hatte die Sitzung vom 7. September aufzuweisen. Ein Vortrag über das Thema «Judentum und Antisemitismus» wurde gehalten. An diese sehr gut durchdachten Ausführungen knüpfte sich eine lebhafte Debatte, an der sich fast alle Anwesenden beteiligten. Auf Vorschlag von Kniestedt wurde eine Liste zur Unterstützung der Opfer des Fascismus aufgelegt; die sofort vorgenommenen Zeichnungen nahmen einen guten Verlauf. In dieser Zusammenkunft erhielt die Liga einen nenneswerten Zuwachs; sechs Besucher liessen sich als Mitglieder einschreiben. Nach der Erledigung von internen Angelegenheiten wurde vom Leiter der Gruppe auf den am 5. Oktober 35 stattfindenden Vortragsabend hingewiesen; des weitern wurde bekannt gegeben, dass am Sonnabend den 19. Oktober im Versammlungslokal eine Zusammenkunft aller Ligamitglieder stattfindet, bei welcher Gelegenheit die Leitung der Ortsgruppe für 1935/36 ernannt wird.

Der Vortragsabend am 5. Oktober 1935 war gut besucht; unter anderen hatten sich fünf brasilianische Gäste eingefunden. Ueber das Thema «Die deutsche Bartholomäusnacht» sprach einleitend Kniestedt. In kurzen Zügen streifte er die Ereignisse vom 30. Juni 1934, welche an Hand des Buches von Dr. Otto Strasser näher besprochen wurden. Kniestedt besprach das Verhältnis der Strasser zur NSDAP., wobei er auf unsere Stellung zur Schwarzen Front zu sprechen kam. Nach dem Vortrag setzte eine lebhafte Diskussion ein. Als weiterer Punkt wurde der Krieg zwischen Italien und Abessinien behandelt. Zum Schluss sprach Edgart Leuenroth aus São Paulo; er überbrachte Gruesse seiner Freunde.

Briefkasten

P. H, São Paulo. — 35$000 für fünf neue Abonnenten erhalten. Besten Dank.

K. R., Nicteroy-Rio. — 4$000 erhalten. Wird alles besorgt.

J. F., Marschall Mallet. — Brief und 4$000 erhalten.

J. R., Villa Clara. — Brief und 4$000 erhalten.

F. F., Curityba. — Brief sowie 270$000 für 27 Abonnenten erhalten. Besten Dank.

F. S., São Paulo. — Deinen Brief erhalten. Ich wusste, dass du dein möglichstes tust. Dank und Gruss.

F. H, B. Jardin. — Alle Briefe erhalten. Wird besorgt.

H. v. W., Ijuhy. — A. Gressler war noch nicht bei mir.

F. Buett, Berlin. — Das ist nicht möglich. Ihr bekommt jetzt durch Auslieferungsstelle III einhundert Exemplare der „Aktion“; das andere habe ich in Stettin und Dresden veranlasst. Vorsicht! Zum letzten Kurier hatte ich kein Vertrauen.

L. F., Bagé. — Unsinn; meinen Wohnsitz verlege ich nicht, sondern bleibe in Porto Alegre.

J. R, Tarapy. — Bestellung mit 7$500 erhalten; an Sp. ist besorgt.

P. H. Santiago de Chile. — Brief mit 5 Pesos erhalten. „Aktion“ jetzt an Sie als Vertreter. Also Freund E. J. ist auf Wanderschaft nach Equador; hoffentlich schreibt er bald. Dass Sie mit Familie gut dort angekommen sind, freut uns. Gruss.

L. C., Soyagö-Montevideo. — Ihren Brief, sowie „Arbeiterwelt“ erhalten. Ihr Schreiben war für mich eine Genugtuung; ich werde den Brief später beantworten. Ich sende an Sie vorderhand von jeder Nummer ein Paket der „Aktion“. Ich hoffe, Sie bestellen dort einen Vertreter. Einzelpreis für Händler 200 Réis, Abonnementspreis fürs halbe Jahr 4 Milréis. Viele Grüsse.

E. M., Curityba. — Brief erhalten; unter F. F. sehen Sie, dass alles erledigt ist. Ich hoffe, dass es Ihnen möglich ist, dort eine Verkaufsstelle zu errichten.

H. Sch., São Paulo. — A. Blombach und L. Held in dorten haben uns um etwa 300$000 gebracht.

E. A., Lageado. — Ich erwarte Sie zu einer Aussprache über gemeinsames Arbeiten; schreiben sie aber vorher.